

Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

Nº 9. 1894.

Gebrüder Brauns.

Novelle von Carl Ed. Klopfer.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Emmerich kämpfte mit einem schweren Entschluß, als er das Haus verließ, um wieder seine Braut aufzusuchen. Die Andeutungen des Bruders über gewisse Nachspiele, die seine Verlobung möglicherweise im Gefolge haben könne, erfüllten ihn doch mit einiger Beunruhigung. Diejenigen Personen aus der Gesellschaft, auf die Leopold angespielt hatte, fürchtete er allerdings nicht, um so mehr aber den Gast im „Kaiserhofe“.

Emmerich erstaunte selbst, daß erst das Gespräch mit dem Bruder ihn auf den Gedanken gebracht hatte, in der Fremden mit dem blauen Schleier eine gefährliche Feindin zu sehen. Wenn er selbst nicht annehmen wollte, daß sie eigens zu dem Zwecke, ihm Unannehmlichkeiten zu bereiten, nach der Hauptstadt gekommen war, so wurde es ihm doch zweifellos, daß sie, sobald sie von der Verlobung des stadtbekannten jungen Kaufmanns erfuhr, sich nicht so ruhig verhalten werde, wie er es gewünscht hätte. Er kannte ja den Charakter dieses leidenschaftlichen Weibes nur zu gut, wußte, daß sie in ihrem Haß Alles aufbieten würde, um ihre Rache zu befriedigen. Andererseits hingegen durfte er hoffen, sich gütlich mit ihr auseinander zu setzen, sobald es ihm gelang, ihre Großmuth zu wecken. Das war allerdings ein heikles Beginnen, aber bei längerem Grübeln konnte sich Emmerich der Erkenntniß nicht verschließen, daß es am besten sei, der Gefahr offen und beherzt zu Leibe zu gehen.

So kam es, daß er auf seinem Wege vor dem Hotel Kaiserhof anhielt. Er sah auf seine Uhr und fand, daß ihm allenfalls noch eine Stunde blieb, die er seinem gewagten, aber nothwendigen Vorhaben widmen konnte.

Der Portier fragte nach dem Begehren des Ankömmlings.

„Wo befinden sich die Zimmer der Frau v. Strehlen?“

„Strehlen?“ antwortete der Mann achselzuckend. „Es befindet sich Niemand mit diesem Namen bei uns.“

„Die Dame erklärte doch, hier absteigen zu wollen. Frau Wjera v. Strehlen muß vor einigen Stunden hier angekommen sein.“

„Wjera, sagten Sie, mein Herr? Ja, eine Dame mit diesem russischen Vornamen ist allerdings zur angegebenen Zeit hier angelangt, aber ein Fräulein Wjera Sultin, Opernsängerin.“

Brauns fuhr überrascht zurück. Wjera Sultin! Ach ja, jetzt erinnerte er sich, das war ja der Mädchennamen der Frau v. Strehlen? Aber was sollte denn das bedeuten? Sie war zur Bühne gegangen? Ja, ja, jetzt dämmerte

auch eine flüchtige Erinnerung in ihm auf, den Namen der Sängerin Sultin schon hier und dort in Zeitungsberichten gelesen zu haben; es war ihm freilich dabei nie in den Sinn gekommen, daß Frau v. Strehlen hinter dieser Künstlerin stecken könne. Allerdings hatte er einst ihre prächtige Altstimme bewundert, diese Stimme war es auch zum Theil gewesen, welche die magischen Zaubersäden um sein Gemüth geknüpft hatte, doch daß Wjera dazu kommen würde, ihr musikalisches Talent berufsmäßig zu verwerthen, hätte er sich niemals träumen lassen. Jedenfalls erschien ihm jetzt ihre Persönlichkeit aufs Neue höchst interessant.

Im ersten Stock überreichte er der Kammerjose der Sängerin seine Karte und bat, ihn zu melden. Die Dienerin blieb sehr lange aus, ehe sie mit der Botschaft kam, die Gnädige sei bereit, ihn zu empfangen. „Es hat sie einen längeren Kampf gekostet, ehe sie sich dazu entschied“, sagte sich Emmerich, als er durch den luxuriös ausgestatteten Empfangsalon nach dem Zimmer der Künstlerin schritt. Aber ehe er noch den Thürvorhang zurückschlug, machte ihn der Duft einer feinen Cigarette, der aus dem Nebenzimmer drang, etwas stutzig.

Er sah sich in seiner Erwartung, einem jornsprühenden Weib gegenüber zu treten, das ihn mit leidenschaftlichen Vorwürfen empfangen werde, gründlich getäuscht. Wjera lag mit burlesker Ungezwungenheit in einem amerikanischen Schaukelstuhl und blies die blauen Dampfwolken ihrer Cigarette gegen die Zimmerdecke. Unter dem leicht geschürzten braunen Sammetkleide sahen ein Paar lackirte Schasttiefelchen hervor, und an der männlich zugeschnittenen Sammetjacke flatterte eine helle Herrentravatte. Das blau-

schwarze, dichte Haar der etwa am Anfang der dreißiger Jahre stehenden Dame war kurz gelockt und gescheitelt und vervollständigte das Amazonenhafte ihrer ganzen Erscheinung. Emmerich blieb auf der Schwelle stehen und betrachtete sie mit ziemlich



General Hippolyte, Präsident der Republik Haiti. (S. 67)

gemischten Gefühlen, während sie anfangs gar keine Notiz von ihm zu nehmen schien. Endlich begrüßte er sie mit einer Höflichkeitsphrase, die ihm ganz mechanisch von den Lippen kam; er wußte nicht recht, wie er sich verhalten sollte.

„Es freut mich wirklich, Herr Brauns, daß Sie sich noch der Bekannten einer früheren Zeit erinnern,“ sagte Wjera mit ihrer tiefen Altstimme, der ein leichter Anflug von slavischem Accent eine eigene Pikanterie verlieh. Dabei zeigte sie mit der Fußspitze nachlässig auf einen Sessel.

Emmerich setzte sich ihr gegenüber und suchte vergeblich nach einer Anknüpfung.

„Was brüten Sie, Herr Brauns?“ lachte Wjera, sich nachlässig in ihrem Stuhl wiegend. „Wenn Sie jetzt stets so langweilig sind, so muß ich Ihnen sagen, daß Sie sich sehr zu Ihrem Nachtheil verändert haben.“

Emmerich sprang auf; er war entschlossen, geradezu Weges auf sein Ziel loszusteuern.

„Sie irren, gnädige Frau. Sie sehen mich bloß auf's Höchste erstaunt über die Veränderung, die mit Ihnen vorgegangen zu sein scheint. Nach der Art und Weise, wie wir uns getrennt haben, durfte ich wohl erwarten —“

„Was?“ unterbrach sie ihn langsam, eine neue Cigarette zwischen ihren schlanken Fingern drehend. „Meinten Sie vielleicht, mich als rasende Mebea zu sehen? Eitler Mann! Sie sehen, die Zeit heilt sogar Wunden, die Sie geschlagen haben.“

Emmerich nagte an seinem Schnurrbart. Es mußte ihn freuen, zu hören, daß auch Wjera vergessen hatte, aber der Spott, der in ihren Worten lag, ärgerte ihn.

„So hegen Sie nicht einmal mehr Groll gegen mich?“

„Nicht den geringsten, lieber Freund. Warum auch? Wir glaubten einst uns zu lieben, uns für ewig zu lieben und glücklich zu sein. Sie waren der Erste, der einsah, daß dem nicht so sei — und verließen mich. Ich habe mich getrübt und bin Ihnen bei genauerer Ueberlegung sogar dankbar, denn ich habe seither die ganze Welt verachten gelernt und fühle mich keineswegs unglücklich bei meiner Philosphie.“

Sie sagte das Alles mit vieler Ruhe, aber Emmerich, der in diesem Gesichte zu lesen verstand, bemerkte wohl, daß ihre Nasenflügel leise zitterten und die Iris ihrer seltsamen Augen wie flüssiges Gold leuchtete. Er kannte diesen sonderbaren dämonischen Goldschimmer, er kannte und fürchtete ihn.

„Mein Verhalten verblüfft Sie?“ fuhr sie fort, als er schwieg. „Ja, wie konnten Sie es denn aber dann wagen, mich aufzusuchen, wenn Sie nicht von meiner Ruhe überzeugt waren? Haben Sie mir vielleicht neuerdings Ihr Herz zu Füßen zu legen?“

Ihr Hohn machte ihn völlig fassungslos; er mußte sich selbst fragen, was er eigentlich hier wollte.

„Gnädige Frau, wir haben, wie Sie selbst sagen, Beide erfahren, daß man der Liebe nicht gebieten kann; sie kommt und schwindet ohne unseren Willen. Was mich heute zu Ihnen trieb, ist das Verlangen, Ihnen eine Freundschaft zu bieten, da es die des Liebenden nicht mehr sein kann.“

Wjera lachte hell auf. „Emmerich — pardon, Herr Brauns, Sie sind töftlich! Kommen Sie auch mit der abgeschmackten Phrase von Freundschaft, nachdem... hahaha! Wenn die Liebe fadenscheinig geworden ist, schneidet man sie zu Lumpen und bringt sie als ‚Freundschaft‘ auf den Trödelmarkt. Nein, mein Herr, ich glaube nicht an Ihre Freundschaft.“

„Wjera — Sie werden bitter, aber ich gestehe, ich gab Ihnen Ursache dazu. Und doch schwöre ich Ihnen, ich hege für Sie warme

Freundschaft. Ich vermag Ihnen nicht zu sagen, wie ich mich von ganzem Herzen freue, Sie trotz des Vorgefallenen glücklich zu sehen. Wir sind Beide damit einverstanden, das Vergangene zu vergessen, warum also sollten wir uns nicht mit kameradschaftlicher Aufrichtigkeit begegnen?“

„Sehr wacker gesprochen,“ lächelte sie, „und vielleicht auch gut gemeint. Aber — Sie werden sich vielleicht noch erinnern — wir haben uns selbst als Liebesleute eigentlich nie recht vertragen, unsere Liebe war ein beständiger Kampf: meinen Sie nicht, daß wir nun ein sehr zänkisches Geschwisterpaar abgeben würden?“

„Spotten Sie nicht!“ rief er mit wachsendem Feuer. „Ich meine es redlich. Ich bereue tief, was ich an Ihnen verschuldet, und gäbe Jahre meines Lebens darum, könnte ich es ungeschehen machen. Wahrhaftig, Wjera,“ sagte er, sich ihr nähernd, „hätte ich damals Ihren Werth so erkannt wie jetzt, jetzt, wo ich aus ruhiger Erinnerung urtheile, es hätte nicht so zu kommen brauchen. Aber Sie waren grausam gegen mich, Sie folterten mich mit Ihren unberechenbaren Launen, Ihrem Mißtrauen, Ihren ewigen Vorwürfen —“

Sie unterbrach ihn mit einem hellen Lachen. „Geben Sie Acht, mein Bester, Sie fallen ja aus Ihrer Rolle, Sie scheinen zu vergessen, weshalb Sie eigentlich gekommen sind.“

Er stutzte und fuhr sich rasch nach der Stirn. Wahrhaftig, er stand im Begriff, das zu vergessen; er fühlte sich von einer Art Schwindel ergriffen, der seine Gedanken verwirrte. Seine Braut und Alles, was mit diesem Wort zusammenhing, war mit einem Male in himmelweite Ferne gerückt. In überwältigender Lebendigkeit stand nur Wjera vor ihm, und alle Erinnerungen, die dieser Anblick heraufbeschwor. War denn dieses Weib eine Zauberin, oder er ein so willenloser, schwächlicher Charakter, daß die bloße Erinnerung an die einstige Fessel genügte, ihn auf's Neue zum Sklaven einer plötzlichen Leidenschaft zu machen?

„Was starren Sie mich so an?“ sagte sie schroff, ihm zum ersten Male das volle Gesicht zuwendend. Sie sahen sich, Auge in Auge, einige Sekunden lang schweigend an, und wieder bemerkte Emmerich das goldige Aufleuchten ihrer Pupillen. „Hahaha! Wissen Sie, daß Sie jetzt ungemein dumm aussehn? Die Rolle des reuigen Don Juan, der in einer sanften, gut bürgerlichen Ehe Buße thut, steht Ihnen herzlich schlecht. So lange Sie noch festen Fußes über die Opfer Ihrer Liebeslaunen hinwegschritten, da lag wenigstens ein Zug in Ihrem Wesen, der Sie entschieden besser kleidete, als die Miene des hausbackenen Ehemannes, welcher die Hand küßt, die den Pantoffel über ihm schwingt.“

Sie warf den Rest ihrer Cigarette mit einer verächtlichen Geberde in den Kamin, aber das spöttische Lächeln auf ihren Lippen sah sehr gezwungen aus.

Emmerich knirschte mit den Zähnen vor Aerger; aber dieser Aerger richtete sich nicht gegen Wjera. Er kam sich in diesem Moment wirklich ungemein lächerlich vor.

„Es mag sein, daß ich in der That einen schlechten Gatten abgeben werde,“ sagte er gepreßt. „Wenn Sie mich jedoch nur nach dem beurtheilen wollen, wie wir zu einander standen, so gehen Sie fehl, denn unsere Liebe war uns Beiden nur eine Kette von Qualen —“

Wjera stand rasch auf in heftigster Erregung. „Das ist ja der unvermeidliche Fluch einer sträflichen Liebe! Wir haben unser Unrecht durch Sophismen entschuldigt — und heimlich graute uns vor einander. Nun haben Sie mit einem Male Ihr treues, edles Herz entdeckt und wollen die Vergangenheit aus Ihrem Ge-

dächtniß tilgen. Weil mich ein Zufall in Ihre Nähe brachte, suchten Sie mich auf, angeblich um mir Ihre Freundschaft anzutragen, in Wirklichkeit aber nur, um sich zu sichern, daß ich nicht Ihre Kreise störe. — Zeugnien Sie das, wenn Sie es können! Aber Sie hätten sich diese Demüthigung ersparen können, meinen Edelmutz anzurufen. Von mir haben Sie für Ihre Zukunft nichts zu besorgen, eben weil ich nicht edelmüthig bin. Wäre ich es, so hielte ich's für meine Pflicht, noch in dieser Stunde Ihre Braut aufzuklären über den wahren Charakter Desjenigen, dem sie ihr Leben zu schenken im Begriff steht!“

Der Gedanke an Marianne überlief Emmerich siedend heiß. „Wer sagt Ihnen,“ stammelte er, „daß ich nicht gesonnen bin, meine Gattin wirklich glücklich zu machen?“

„Womit denn? Mit dem, was Sie Ihr Herz nennen?“ erwiderte Wjera, so dicht an ihn herantretend, daß ihr fieberheißer Athem seine Wangen streifte. „Armes Ding, wenn es Dir vertraut! Du wirst sie betrügen, wie Du Andere betrogen hast, Glender!“

Sie knirschte mit den Zähnen und erhob die geballten Fäuste, als wollte sie ihn damit in's Gesicht schlagen; eine maßlose Erregung erstikte ihr das Wort in der Kehle.

Emmerich ergriff ihre Handgelenke im ersten Moment der instinktiven Abwehr. Und wie er sie so hielt und ihr starr in das leidenschaftliche Gesicht blickte, das von dem Dämmerlicht, welches durch das nahe Fenster eindrang, eine eigenthümliche, zauberische Beleuchtung erhielt, da mußte er sich gestehen, daß ihm dieses zorn-glühende Antlitz mit den sprühenden Augen noch nie so berückend schön erschienen war.

Während der kleinen Pause, in der sie Auge in Auge sich gegenüberstanden, fand Emmerich seine Fassung und Ueberlegung wieder. Jetzt zeigte sich ja diese Frau wieder so, wie er sie von früher her kannte.

„Wenn Du eine ebenso schlechte Sängerin als Schauspielerin bist, Wjera,“ sagte er ruhig, „dann wirst Du in Deinem nunmehrigen Berufe kaum reussiren!“

„Was soll das?“ kam es unwirsch von ihren Lippen.

„Ich glaube nicht an Deine Verachtung, Deine Gleichgiltigkeit, mit der Du mich empfindest,“ flüsterte er, sich zu ihrem Ohr neigend, das sich von dem kurzen, rabenschwarzen Lockengerangel ihres Haares wie aus Elfenbein geschnitten abhob. „Du rasest, Du möchtest mich zermalmen in Deinem Zorne — weil Du mich liebst! Du liebst mich noch, Wjera!“

Sie stieß ihn zurück und wandte sich ab. „Ich hasse Dich!“ rief sie mit dumpfer Stimme.

„Du hassest mich? Das läßt auf dasselbe hinaus, Wjera, denn Dein Temperament macht zwischen Liebe und Haß nicht viel Unterschied.“

Sie warf sich in einen Sessel und vergrub ihr flammendes Gesicht in den Kissen. Ein wildes, schmerzliches Schluchzen erschütterte ihren Körper. Emmerich betrachtete sie stumm. Die Situation erinnerte ihn an so manche ähnliche von ehemals; so war Wjera ihm zuletzt erschienen, an jenem Tage, wo sie, von Verzweiflung und Gewissensbissen gefoltert, vor ihm auf den Knien gelegen, vor ihm, der zur selben Stunde schon die Dampferkarte in der Tasche gehabt, um Ostende und sie zu verlassen. Und im Nebenzimmer war eine Leiche aufgebahrt gewesen — Herr v. Strehlen, ihr Gatte.

Ein seltsames Gefühl ergriff ihn bei diesen Erinnerungen, ein Gemisch von Mitleid und Leidenschaft für die Frau, die er doppelt elend gemacht. Alle ihre frühere Zärtlichkeit tauchte wieder in seiner Erinnerung auf, er fühlte mit einem Male das sehnüchtige Verlangen, sich in die vergangenen Zeiten zurückzuträumen.

Ein weichlicher Schwärmer, der von jeher

der hinreißenden Einwirkung des Augenblicks gehorchte, näherte er sich der Weinenden.

„Wjera!“ flüsterte er zärtlich, mit zitternder Hand ihre Stirn berührend.

Sie zuckte zusammen und weinte bitterlich wie ein Kind. Emmerich ließ sich auf die Kniee nieder und schlang den Arm um ihren Nacken.

„Du haßest mich, Wjera, Du verabscheust mich? Auch wenn ich Dir sage, daß ich — Dich liebe, daß ich Dich anbede?“

Er erschrak im selben Augenblick vor seinen Worten, aber eine dämonische Kraft trieb ihn, sein Haupt herabzuneigen, seinen Mund auf die duftenden Locken zu pressen.

„Wjera! Wjera!“ kam es mit leiser zitternder, schmeichelnd weicher Stimme aus seiner Kehle; es war derselbe Klang, von dem sie einst in einem Momente weltvergessender Hingebung gesagt hatte, er würde im Sarge ihr Herz in Wonne erbeben lassen. „Wjera! Wjera!“

Sie wandte ihm ihr thränendes Antlitz zu und drückte, mit einem leichten Schauer die Augen schließend, ihre glühenden Lippen auf die seinen. Und eine schmerzliche Ahnung zog gleichzeitig durch Beider Gemüth, daß sie sich mit dieser Sekunde auf ewig unglücklich machten.

3.

Marianne und ihre Mutter waren begreiflicherweise etwas ungehalten, als Emmerich Brauns zur angesagten Stunde nicht erschien; das Mädchen aber entschuldigte schließlich den Bräutigam mit dringenden Geschäften und folgte dem Vorhabe der Mutter, die einen Rundgang durch die Stadt machen wollte. Marianne fühlte sich sehr unbehaglich zwischen den Wänden der Hotelzimmer, die sie die Traulichkeit des eben verlassenen Heims doppelt schwer vermissen ließen.

Das rege Straßenleben verwirrte die Konfistorialrätin zwar, fesselte aber doch ihre Neugier; nur Marianne schien von dem ganzen großstädtischen Treiben um sie her keine Notiz zu nehmen; schweigend schritt sie an der Seite der Mutter dahin. Sie fühlte sich inmitten dieser lärmenden Menschenmenge, in der sie keine Seele kannte, einsam. Die Sehnsucht nach dem lieben alten Heimatstädtchen meldete sich lauter, als sie gefürchtet hatte. Sonderbar, jetzt fühlte sie sich von Emmerich mehr entfernt. Sie ahnte, daß er hier in dieser tosenden Stadt, in seinem reichen Bekanntenkreise, ihr nicht so ganz angehören werde, wie es ihr in den kleinen Verhältnissen ihrer Heimat erschienen. Sie hatte sich früher gewundert, wie schnell sie miteinander vertraut geworden waren, und nun glaubte sie ihn mit einem Male doch noch sehr wenig zu kennen. Auch seine lachende Erzählung früherer Liebesleiden erschien ihr nun bei Weitem weniger harmlos; auch der Scene des Zusammentreffens Emmerich's mit der Dame im blauen Schleier auf dem Bahnhofe mußte sie gedenken. Sie hatte genau beobachtet und war nur ängstlich bemüht gewesen, die Aufmerksamkeit der Mutter abzulenken. Besonders peinlich hatte sie das augenfällige Bestreben Emmerich's empfunden, ihr den ganzen Vorgang zu verbergen. Welche Ursachen hatte er denn dazu, wenn dieser Begegnung nicht mehr zu Grunde lag, als er ihr schon mit dem Bekenntniß seiner Vergangenheit gestanden hatte? — So kam es, daß sie der Zukunft durchaus nicht mit leichtem Herzen entgegen sah.

Leopold Brauns war durch den Besuch eines Kunden verhindert gewesen, dem Bruder so bald nach dem Hotel du Nord zu folgen, als es seine Absicht gewesen war. Da ihm bis zum Abend keinerlei Nachricht zugekommen,

mit Emmerich und den Damen anderswo zusammenzutreffen, nahm er an, daß man ihn im Hotel erwarte, und machte sich gegen sieben Uhr dahin auf den Weg. Da ihm Emmerich die Nummern der von den beiden Damen bewohnten Zimmer angegeben hatte, so stieg er ohne Weiteres in das bezeichnete Stockwerk hinauf.

Er pochte an die Thür — einmal, zweimal — ohne eine Aufforderung zum Eintritt zu vernehmen. Der Schlüssel steckte im Schloß und ließ somit erkennen, daß die Bewohner zu Hause waren. Er drückte also kurz entschlossen die Klinke nieder und trat ein.

In dem kleinen Salon brannte die Deckenlampe, aber Leopold sah sich zu seinem Erstaunen allein. Schon wollte er wieder gehen, um draußen doch noch bei irgend einem dienstbaren Geist Erkundigungen über den Verbleib der Damen einzuziehen, als er durch die angelehnte Thür des Schlafzimmers einen Lichtstreifen schimmern sah. Zugleich drangen gedämpfte Stimmen von daher an sein Ohr, und es war ihm, als röche es nach Karbol wie in einem Hospitale.

Behutsam trat er näher und pochte an die Thür; diese wurde geöffnet, und eine blasse junge Dame mit rothgeweinten Augen erschien auf der Schwelle.

„Ah — Herr Doktor!“ sagte sie mit einer Stimme, die mit einem Schluckzen rang, „bitte, kommen Sie nur rasch! Der Hotelarzt verlangte, daß nach Ihnen geschickt werde —“

„Verzeihen Sie!“ versetzte Leopold in begreiflicher Verwirrung. „Ich scheine fehl gegangen zu sein! Habe ich denn die Ehre, mit Fräulein Marianne Grunow zu sprechen?“

Die Dame sah ihn eine Weile wie geistesabwesend an, dann nickte sie apathisch. „Sie sind nicht der Arzt, den wir erwarten?“ fragte sie dann.

„Nein, mein Name ist Leopold Brauns — der Bruder Emmerich's, Ihres Bräutigams! Aber ich scheine sehr ungelegen zu kommen — und Sie erwarten einen Arzt? Was bedeutet denn das Alles, was ist geschehen? Wo ist Emmerich?“

(Fortsetzung folgt.)

General Hippolyte, Präsident der Republik Haiti.

(Mit Porträt auf Seite 65.)

Der im Jahre 1887 zum Präsidenten der Republik Haiti gewählte, um sein Vaterland wohlverdiente General Salomon mußte 1888 infolge innerer Wirren nach Frankreich flüchten, wo er bald nachher verstarb, und nun wurde am 14. August General Legitime zum Präsidenten gewählt. Diesem erstand jedoch alsbald ein Nebenbuhler in General Hippolyte, einem Vollblutneger, vor dem im August 1889 Legitime ebenfalls nach Frankreich flüchten mußte. Am 23. August besetzten General Hippolyte's Truppen die Hauptstadt Port-au-Prince; der General selbst, dessen Porträt wir auf S. 65 bringen, hielt Tags darauf seinen Einzug und wurde dann am 15. Mai 1890 für die nächsten sieben Jahre zum Präsidenten der Republik gewählt. Im Jahre 1891 wußte er einen Aufstand mit rücksichtsloser Energie und unter vielem Blutvergießen niederzuerwerfen, und seitdem herrscht verhältnismäßige Ruhe auf der so oft von Bürgerkriegen durchtobten Insel.

Auf dem Wege zur Schule bei Chauvetter in der Theißgegend.

(Mit Bild auf Seite 68.)

Die untere Theiß überschneidet bei eintretendem Thauwetter im Winter und Frühling regelmäßig ihre flachen Ufer, und die Straßen und Wege in den angrenzenden Gegenden und den dort belegenden Ortschaften werden dann durch eine oft knietiefe Wasser- und Morassicht nahezu unpassierbar. Der Schulbesuch der Kinder würde somit wochenlang unter-

brochen werden, wenn man nicht einen originellen Ausweg gefunden hätte. Die größeren Kinder bahnen sich nämlich, wie unser Bild auf S. 68 zeigt, auf Stelzen den Weg durch Wasser und Schlamm; die kleineren werden zu Pferde in der Weise befördert, daß je zwei bis drei auf dem Rücken des Pferdes Platz nehmen, während ein Diener oder Knecht hinten auf der Kruppe sitzt.

Shuffleboard-Spiel an Deck eines transatlantischen Dampfers.

(Mit Bild auf Seite 69.)

Auf allen überseeischen Passagierdampfern ist das von den Engländern erfundene Shuffleboard-Spiel (siehe das Bild auf S. 69) zur Unterhaltung der Kajütenpassagiere beliebt. Auf die Planken des Decks wird mit Kreide ein in 12 Felder getheiltes Viereck gezeichnet; in die Felder kommen die Zahlen 1 bis 12 zu stehen. Darauf stellen sich die am Spiele Theilnehmenden in einiger Entfernung auf und juchen mit hölzernen Spaten flache Bleischeiben in die Felder zu stoßen. Die Spielregeln, welche jedesmal vorher ausgemacht werden, können sich höchst mannigfaltig gestalten, und trotz der Einfachheit des Spieles ist es gar nicht so leicht, wie es scheinen könnte. Die Bewegungen des Schiffes, die bei jedem Stöße genau in Berechnung gezogen werden müssen, komplizieren die Sache ungemein; oft macht eine unvorhergesehene Schwanung die schönsten Berechnungen zu Schanden, und die so sicher gezielte Scheibe fliegt rechts oder links am Ziele vorüber oder bleibt gar zum Verdrusse des Schützen ein Stück davor liegen.

Die deutschen Frauen vor achtzehnhundert Jahren.

Eine geschichtliche Berichtigung.

Von H. Verko.

(Nachdruck verboten.)

Es ist eine durch die Silberung des Tacitus entstandene und noch heute allgemein verbreitete Annahme, daß die Frauen bei den alten Germanen eine sehr hohe Stellung eingenommen und eine an's Göttliche streifende Verehrung genossen hätten. Wenn man sich aber die Frage vorlegt, wie es möglich sei, daß eine im Volke wurzelnde Anschauung so schnell habe wechseln, und das Weib auf die tiefe Stufe herabsinken können, auf der es spätere Jahrhunderte finden, so fühlt man sich bereits von einem leisen Mißtrauen in die Wahrheit obiger Behauptung ergriffen. Gründliche Forscher haben nun vollends jene idealen Vorstellungen in's Fabelreich verbannt und nachgewiesen, daß dem römischen Geschichtsschreiber in dieser Beziehung nicht recht zu trauen ist. Er hat ohne Zweifel die Wahrheit seiner Hauptabsicht untergeordnet, welche darin bestand, der auf Abwege gerathenen Gesellschaft seines Vaterlandes durch Vorführung barbarischer Tugenden einen moralischen Kippstoß zu versetzen.

Obgleich dies schon oft gesagt und geschrieben ist, hat sich das genannte Vorurtheil doch mit einer feinem Alter entsprechenden Zähigkeit erhalten, und besonders das schöne Geschlecht mag sich eine theure Illusion nicht rauben lassen, um so weniger, als manche Stellen in unseren Heldenliedern: Ribesungen, Gudrun u. f. w., dieselbe zu bestätigen scheinen.

Wer sich nun von dem Leben unserer Stammväter einen wirklich zutreffenden Begriff machen will, muß denselben nicht aus den Sagen und Dichtungen der Vorzeit schöpfen; alle jene Königinnen und Heldinnen waren ja ursprünglich nicht als sterbliche Weiber gedacht, sondern als Göttinnen, als von der Volksphantasie poetisch verkörperte Verkörperungen gewaltiger Naturkräfte. Nach ihnen die Stellung der deutschen Frauen zu beurtheilen, wäre ebenso thöricht, als wollte man von den ver-

lieben Abenteuerern und der Ungebundenheit griechischer Göttinnen einen Schluß auf das Leben der in ihren Frauengemächern abgeschlossenen lebenden alten Griechinnen ziehen. Auch die verbürgten Erzählungen von der Verehrung, welche eine Albrune und Veleda genoß, können nicht als beweiskräftig gelten, da es sich hier nur um einzelne, wie man glaubte, mit höheren Kräften begabte Wesen, und nicht um das ganze weibliche Geschlecht handelte.

Ein weit zuverlässigeres Mittel, die Wahrheit zu erfahren, bietet das Studium des germanischen Rechtes, da das Gesetz ein treuer Spiegel der Zeit ist, von der es seine Gestalt empfing. Obgleich anfangs nur durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt und erst seit dem 5. Jahrhundert ausgezeichnet, enthalten die deutschen Volksrechte unter vielem Späteren hier und da Bruchstücke aus ältester Zeit,

welche, richtig zusammengestellt, ein deutliches Bild früherer Zustände ergeben.

Von diesem Standpunkt betrachtet, erscheint die germanische Frau in einem ganz anderen Lichte. Sie war ein völlig rechtloses, lebenslänglich unmündiges Wesen, dessen Schicksal ohne Widerrede in die Hand des Mannes gelegt war, der nach Willkür darüber verfügen durfte, denn bei den alten Germanen genoß das Familienoberhaupt volle Freiheit, mit seinen Angehörigen zu schalten und zu walten, sie zu züchtigen oder auch zu tödten, wie es ihm gefiel. In Familienangelegenheiten mischte sich das Gesetz nicht, es beschränkte sich darauf, die Beziehungen der Familienhäupter untereinander und zu dem Staate zu regeln.

In dienender Unterwürfigkeit und bei schwerer Arbeit wuchs das junge Mädchen heran,

bis es sich den Jahren näherte, in welchen das interessanteste Ereigniß im Mädchenleben, die Verlobung, einzutreten pflegt. Die vielgepriesene und besungene „Minne“ hatte jedoch wenig damit zu thun, und die ganze Angelegenheit wurde von einem äußerst praktischen Standpunkte aus behandelt. Der Vater oder Vormund suchte einen ihm passenden, möglichst wohlhabenden Freier aus, mit welchem er sich zunächst über die Höhe des Brautkaufs einigte. Derselbe, in Kindern, Pferden und Waffen bestehend, war nicht, wie Tacitus meinte, ein Geschenk des Bräutigams an die Braut, sondern der Kaufpreis, welchen der Vater dafür bekam, daß er den Besitz seiner Tochter abtrat. Daher erhielt sich die Redensart, „eine Frau kaufen“, im Munde des Volkes. Dieser Brautkauf bildete den eigentlichen Abschluß der Ehe, auf welchen dann Verlobung und



Auf dem Wege zur Schule bei Hanau in der Heidegegend. (S. 67)

Hochzeit als weitere Ceremonien folgten. Hatte der Bräutigam die versprochene Zahlung nicht geleistet, so war die Ehe ungültig. Da die germanische Rechtsauffassung die Ehe als einen Kauf betrachtete, hatte der Käufer natürlich von diesem geschäftlichen Standpunkt aus kein Recht, eine Waare zu behalten, die er nicht bezahlt hatte.

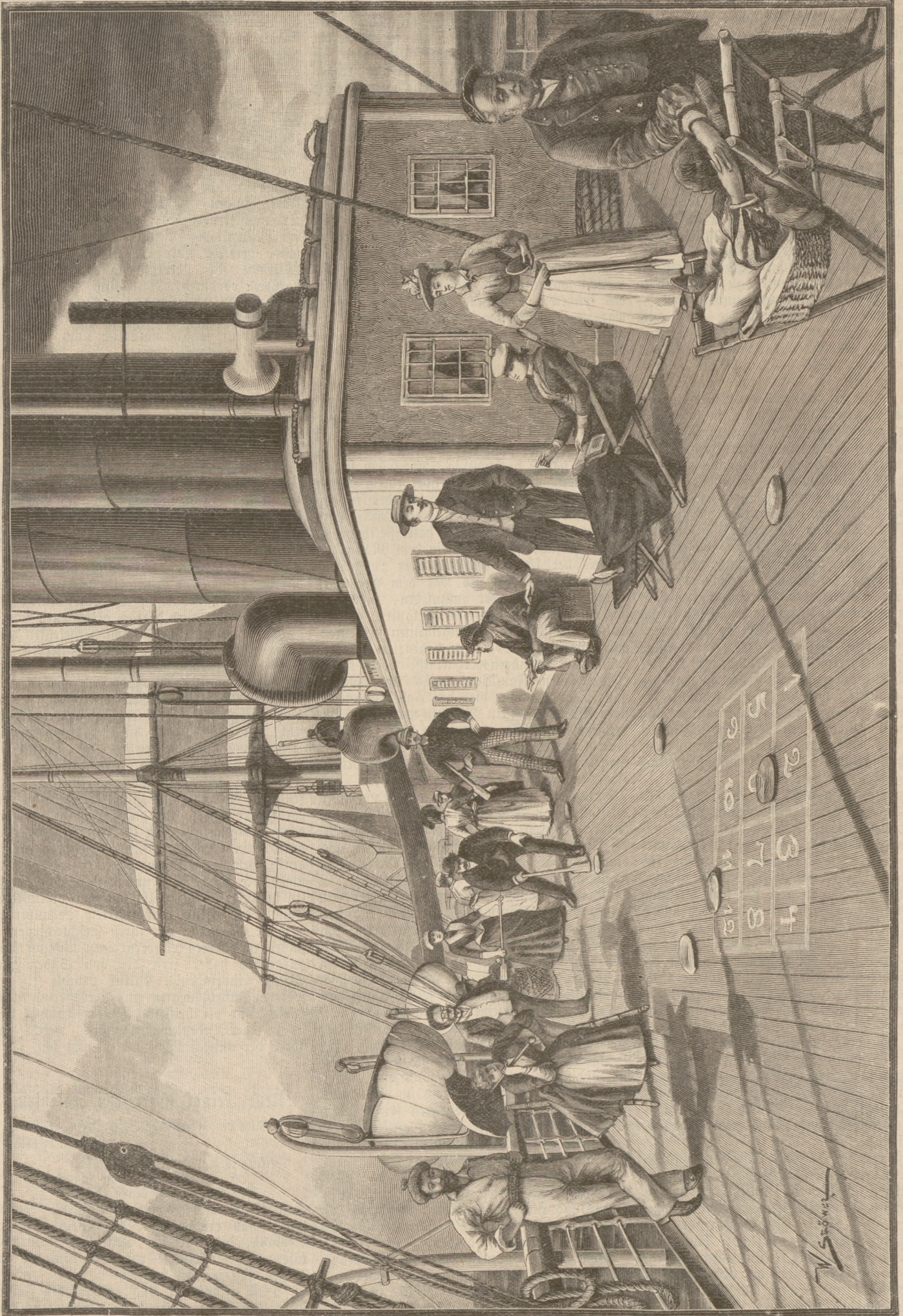
Ein Selbstverfügungsrecht des Mädchens über ihr Herz und ihre Hand kannte jene frühe Zeit nicht; für romantische Liebesgefühle hatte sie nicht das mindeste Verständniß und rächte alle vermeintlichen weiblichen Uebergriffe grausam. Wenn ein Mädchen sich ohne Zustimmung ihres Vaters selbst verlobte, so war dies nicht nur ungültig, sondern die Arme verlor auch die Freiheit. Vieß sie sich von dem Manne ihres Herzens entführen und heirathete ihn, so hatten ihre Verwandten noch nach Jahr und Tag das Recht, sie von Gatten und

Kindern zu reißen und gewaltfam in's Elternhaus zu schleppen, wenn sie nicht gar von ihren Angehörigen getödtet wurde.

Derartige Vergehen indeß wohl sehr selten vorgekommen sein. Die Mädchen wußten, daß es gegen den Befehl des Vaters keine Auflehnung gab, und folgten dem neuen Herrn so gehorsam, wie früher dem alten. Ihr Leben wurde übrigens durch die Ehe keineswegs erleichtert. Die alten Deutschen, welche bekanntlich mit Leidenschaft auf der Bärenhaut lagen und spielten und zechten, ließen sich darin nur dann stören, wenn es galt, für Wotan den heiligen Krieg zu führen, auf die Jagd zu gehen oder in der Versammlung der Freien Neben zu halten, besaßen aber sonst eine unüberwindliche Abneigung gegen jede Art von Arbeit. Die Versorgung der Haus- und Landwirthschaft ruhte also ganz auf den Schultern der Frauen, welche

vom Gesinde und einigen invaliden Greisen unterstützt wurden. Die schwersten Arbeiten, wie das Mahlen des Getreides auf Handmühlen und das Pflügen, fiel immer den weiblichen Familiengliedern zu, und noch im Mittelalter sah man in manchen Gegenden Mägde den Pflug ziehen.

Die Küche, welche anfangs wenig Mühe verursacht hatte, verfeinerte sich allmählig und nahm mehr Aufmerksamkeit in Anspruch. Zu den Pflichten einer Hausfrau gehörte auch das Brodbacken und Bierbrauen; das letztere war ein Geschäft von ganz besonderer Wichtigkeit, und wurde gewiß mit dem größten Fleiße besorgt, da der Weg zu dem Herzen des Mannes schon damals durch den Magen führte. Auch das Weben der schönen leinenen Gewänder, welche Tacitus erwähnt, war natürlich Frauenarbeit, und man nahm sie meist im Winter vor, wenn die ländlichen Beschäftigungen ruhten.



Schiffeboard-Spiel an Deck eines transatlantischen Dampfers. (S. 67)

Da jedoch die aus einem einzigen Raum bestehenden hölzernen Häuser, denen Fenster und Schornstein fehlten, während ein Loch in der Decke dem Rauch Abzug gewährte, durch das trübe qualmende Feuer nur schwach erwärmt werden konnten, mußten die Frauen, um nicht bei der Arbeit zu erstarren, einen anderen höchst seltsamen Zufluchtsort aufsuchen. Es waren dies große, ausgegrabene Erdhöhlen, welche in ihrem unteren Raume eine Vorrathskammer, in dem oberen, durch Bretter abgetheilten dagegen ein Zimmer bildeten. Oben war der ganze Bau, der eine große Aehnlichkeit mit unseren ländlichen Kartoffelmieten gehabt haben muß, zur besseren Warmhaltung mit Dünger bedeckt, weshalb auch der Namen „Tunk“ führte. In diesem lieblichen Orte brachten die Frauen den ganzen Winter zu, mit ihren Mägden stets fleißig spinnend und webend.

Will man sich nun etwa die Frau auch nur in diesem kleinen Reich, das ihre Thätigkeit umfaßte, als Gebieterin vorstellen, so irrt man gründlich. Sie war nicht die Herrin, sondern die Sklavin des Hauses und wurde wie eine solche bei mangelndem Gehorsam von dem Manne gezüglicht. Auch den dienenden Mägden gegenüber war ihre Stellung nicht die der unbedingten Gehorsam beanspruchenden Herrin. Ebensovienig besaß sie das uns an einer Hausfrau selbstverständlich erscheinende Recht, die Bedürfnisse des täglichen Lebens selbst einzukaufen. Dies stand allein dem Manne zu, da die Frau als eine lebenslänglich Unmündige nie Eigenthum erwerben und daher auch weder kaufen noch verkaufen konnte. Nur im Nothfalle, wenn der Mann abwesend war, gestattete ihr das Gesetz, die nothwendigsten Einkäufe an Lebensmitteln zu machen, setzte jedoch die höchste Summe fest, welche sie dafür verausgaben durfte. Meistens waren es nur wenige Pfennige, über welche sie derart verfügen durfte; überschritt sie die gezogene Grenze, so war der Handel ungiltig, und der Mann brauchte die entnommene Waare nicht zu bezahlen und konnte noch obendrein den Verkäufer verklagen, weil er das Gesetz nicht geachtet und „aus der Unzurechnungsfähigkeit einer Unmündigen Vortheil zu ziehen“ gesucht hatte.

Kann man also nicht von einer Herrschaft der Frau im Hause reden, so möchte man doch vielleicht vermuthen, daß sie eine desto unbestrittene Gebieterin im Herzen des Mannes gewesen sei, dessen Zuneigung ihr Ersatz für die fehlende äußere Selbstständigkeit geboten habe. Wenn schon die Art der Eheverbindung einen Zweifel an dieser Annahme begründet, so wird dieselbe völlig vernichtet, wenn man bedenkt, daß die germanische Frau, wenn sie wirklich einen Platz im Herzen des Gatten besaß, doch nie darin Alleinherrscherin war. Die schönen Erzählungen von der Sittenreinheit der Germanen und ihrer strengen Auffassung der Ehe sind Idealgemälde, deren trügerische Farben vor dem Licht der Wirklichkeit nicht Stich halten. Thatsächlich war die Vielweiberei eine echt germanische Sitte, und die Einehe, von welcher unsere biedereren Altvordern keine blasse Ahnung hatten, wurde erst durch fremden Einfluß allmählig eingeführt und vom Christenthum befestigt.

Es ist möglich, daß die südlich wohnenden Stämme sie bereits zu Tacitus' Zeiten angenommen hatten, im Norden Deutschlands und in Skandinavien blühte die Vielweiberei noch lange. Der norwegische König Harald Harfagr, der im 10. Jahrhundert lebte, hatte der Sage nach zehn Frauen und zwanzig Nebenfrauen besessen. Als er darauf noch um die Königs-tochter Ragnhild warb, und von ihr die Antwort erhielt, daß sie den mächtigsten Herrscher ver-schmähen würde, wenn sie seine Liebe mit dreißig Anderen theilen müßte, entschloß er sich

dazu, seinen ganzen Harem aufzulösen und Ragnhild als seine Einzige heimzuführen. Ob diese nicht vielleicht später, als sie neben der ungetheilten Liebe des Königs auch seinen ungetheilten Jörn als einziges Opfer tragen mußte, ihre Vermeßlichkeit bereut hat, ist leider nicht gesagt.

Konnte also der Germane, je nachdem seine Mittel reichten, sich Frauen wählen, so viel er wollte, so war gegen die Letzteren selbst das Gesetz sehr streng, ja geradezu grausam, fiel es ihnen etwa ein, sich gegen ihre Eheherren aufzulehnen oder gar ihnen davonzulaufen. Die Art Strafe, welche Tacitus beschreibt, nach welcher Frauen, die sich in dieser Beziehung irgend etwas zu Schulden kommen ließen, mit abgeschnittenem Haar durch das Dorf gepeitscht wurden, war bereits eine Milde-rung des früheren Brauches. Nach älterem Gesetz war es dem Manne erlaubt und sogar geboten, die Schuldige sofort zu erschlagen, nur durfte er die That nicht verheimlichen, sondern mußte sie selbst dem Richter anzeigen.

Wenden wir uns jedoch von diesen düsteren Bildern hinweg, um die germanische Frau und Gattin auf ihrem Lebenswege weiter zu ver-folgen. Wenn dieselbe im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung auch kein blutiges Gericht zu fürchten hatte, so schwebte dennoch ein schreckliches Verhängniß drohend über ihrem Haupte und machte ihr das süßeste Gefühl des Frauenherzens, die Mutterliebe, zu einer Quelle steten Kummer's. Selbst Sklavin, hatte sie ihre Kin-der nicht sich, sondern allein dem Manne ge-boren, der fortan Gebieter über Leben und Tod derselben war. Es war dem Germanen gestattet, seine Kinder auszusetzen, zu tödten oder in die Knechtschaft zu verkaufen, wie er wollte. Obgleich es im Allgemeinen für ehren-voll galt, viele Söhne zu haben, so machten doch oft Vermögensverhältnisse oder theure Zeiten einen Familienzuwachs unerwünscht; ganz besonders war dies der Fall, wenn der neue Ankömmling ein Mädchen war. Die Sitte, neugeborene Kinder auszusetzen oder zu tödten, war allgemein im Gebrauch, und die nordischen Sagen erzählen von den Listen, welche Mütter erkannten, um ihre Lieblinge zu retten. Die Tödtung eines neugeborenen, noch bewußtlosen Wesens, war nach jenen Anschauungen eben kein Verbrechen; machten doch die Isländer die Annahme des Christenthums von der Be-dingung abhängig, nach wie vor Kinder aus-zusetzen und Pferdefleisch essen zu dürfen!

Bereits erwachsene Kinder dagegen wurden, ebenso wie die Frauen selbst, in die Knechtschaft verkauft, wenn die Noth es erforderte. Die Friesen z. B. verkauften ihre Weiber und Kin-der, um den Römern den auferlegten Tribut zu zahlen. Aber auch ohne zwingende Gründe ver-schenkte der Germane nicht selten seine Frau, um einem Anderen eine Ehre zu erweisen, oder auch vielleicht, um sie mit guter Manier los-zuverden, wenn er ihrer überdrüssig war. Die Beschränkungen, welche dies Recht durch die lombardischen und sächsischen Gesetze ersuhr, zeigen, daß es thatsächlich doch im Mittelalter in Kraft war. Es wurde darin freien Män-nern nur verboten, ihre Frauen an Unfreie zu verschenken, und einem bestimmten Stande unter-sagt, die Frauen zu verkaufen.

Wie eine Sklavin mußte also das Weib dem Befehle des Herrn folgen, auf seinen Wink Kinder und Heimath verlassen. Rechtlos, wie sie war, mußte sie auch die grausamste Be-handlung schweigend erdulden.

Kommen wir nun zu dem Ende der Tragö-die. Ein natürlicher jänkster Tod war nur denjenigen Frauen vergönnt, welche vor ihren Gatten dahingingen. Die Pforten der Unter-welt schlugen, wie die Edda sagt, dem Manne, der allein hingehet, schwer auf die Fersen; was

war selbstverständlicher, als daß die Frau hin-ter ihm schreite, um den Stoß aufzufangen? Gleich der indischen Wittve bestieg die un-glückliche Germanin also den Scheiterhaufen und wurde mit der Leiche des Mannes, oft auch noch mit Dienern und Kossen, verbrannt. Im 1. Jahrhundert nach Christi Geburt war diese Sitte wahrscheinlich nicht mehr allgemein im Gebrauch, daß die Heuler sie aber noch in weit späterer Zeit ausübten, ist uns durch Procop bezeugt. Unbedingte Verehrer des Alter-thums, welche jede Barbarei poetisch zu ver-klären suchten, möchten diesen FeuerTod als Triumph treuer, über das Grab hinausreichen-der Gattenliebe ansehen. Daß dem nicht so war, beweist aber die Thatsache, daß die Wittwen sich überraschend schnell trösteten, nachdem es durch den Einfluß der Kirche ge-lungen war, dem Greuel ein Ende zu machen.

Seit es der Wittve gestattet war, am Leben zu bleiben, mußte natürlich auch für ihren Unterhalt gesorgt werden. Da die Wittve nicht erbfähig war, erhielt sie eine Summe als Leibgedinge zum lebenslänglichen Gebrauch, das heißt, wenn sie sich nicht wieder verheirathete. Anfänglich meist unter der Gewalt ihrer man-neszeitigen Verwandten stehend, brachte sie ihre letzten Tage gewöhnlich in der Vormundschaft ihrer eigenen Söhne zu. Einem friesischen Ge-seße zufolge konnte sogar ein siebenjähriger Knabe mündig gesprochen und zum Vormund seiner Mutter gemacht werden.

Mit Anführung dieser letzten Thatsache, welche deutlicher als alles Andere die Stel-lung der germanischen Frauen beleuchtet, wollen wir das entworfen Lebensbild beschließen. In-dividuelle Züge konnte dasselbe seiner Natur nach nicht zeigen, dagegen darf es, gleich jenen Photo-graphien, welche aus übereinandergelegten Auf-nahmen verschiedener Personen derselben Be-rufsklasse entstehen, Anspruch darauf erheben, eine Durchschnittsphysiognomie darzustellen.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, soll noch gesagt sein, daß diese Zeilen durchaus nicht den Zweck haben, die Verehrung unseres Alterthums etwa zu vermindern. Selbst bei hochkultivirten Nationen, wie Griechen und Römer es waren, stand das Weib in der frühesten Periode des Volkslebens nicht um ein Haar höher, als die Germanin, wie es denn völlig naturgemäß ist, daß in einem noch durch kein Rechtsbewußtsein, sondern allein durch Gewalt getragenen Staat der physisch schwächere Theil der unterdrückt sein muß. Es handelt sich hier also nur um die Wider-legung der völlig unmotivirten Behauptung, daß die Germanin vor ihren Geschlechts-genos-sinnen in anderen Ländern einen Vorzug vor-ausgehabt habe. Erst die von Süden und Westen eindringende Kultur brachte ihr in späteren Jahrhunderten eine Verbesserung ihres Looses, und die christliche Weltanschauung ließ sie zu einer Bedeutung gelangen, welche das Weib der antiken Welt nie erreicht hat.

Neue Feinde unter den Insekten.

Naturwissenschaftliche Skizze von L. S.

(Nachdruck verboten.)

Nikolaus Lenau singt einmal:

„Ob jeder Feinde seh' ich schweben

Den Geier schon, der sie bedroht.“

Tast sollte man ebenso pessimistisch denken, wenn man erwägt, wie der Wein von der Reblaus, die Kartoffel durch den Colorado-käfer, die Obstbäume von der Blutlaus er-griffen und zerstört werden.

Diese grimmigen und gefährlichen Feinde unter den Insekten kennt Jedermann, weniger dürfte dies mit folgenden der Fall sein:

Der Spargelfeind. Es ist dieses die

Spargelfliege, *Platyparea poeciloptera*, deren Gemeinschädlichkeit erst vor kurzer Zeit aufgedeckt ward. Dieses Thier gehört zu den Bohrfliegen. Anfangs Mai legt es mittelst einer langen Legeröhre seine Eier unter die Schuppen des Spargels. Man pflegt deshalb den Spargelpfeifen ähnliche Korfstücke, oben weiß und mit Leim bestrichen, vor Sonnenaufgang auf die Felder zu stellen; die Fliege geht auf diese Pseudopfeifen und — klebt fest. Die Eier werden in 14 bis 20 Tagen zu weißen Maden, die sich durch die Spargelpfeifen (Stangen) bis zur Wurzel durchfressen und diese somit verderben. Diese Wanderung dauert etwa 14 Tage oder auch weniger Zeit, indeß die Pfeife faulig wird. Die Larve ist weiß, $6\frac{1}{2}$ Millimeter lang und nun zur Verpuppung reif. Sie ist tönnchenartig gestaltet, bräunlich-gelb, am unteren Ende, wo ein Ankerdoppelhaken und schwarze Borstenhaare sitzen, dunkelfarbig. Dieses Thier vollendet den Ruin der Pflanze in den Wurzeln, steigt zum Frühjahr in einer Pfeife empor und verwandelt sich, indem es eine Schuppe losbricht und an's Tageslicht kommt, wieder in eine Spargelfliege. Sie ist kaum so groß als eine Stubenfliege. Kopf, Brust und Beine sind braunroth, das Gesicht, die Mundtheile und Fühler rostgelb, der Brustschild ist grau bereift und hat drei schwarze Längsstriche, der Schild ist glänzend schwarz, der Hinterleib bräunlich-schwarz, das Legerohr rostgelb. Die Flügel sind glashell durchsichtig und haben schwarzbraune Flecken. Der Kopf ist breiter als der Brustschild, die Fühler hängen, Kopf und Beine sind beborstet. Die Länge des Thieres beträgt ungefähr $4\frac{1}{2}$ bis 5 Millimeter. Es ist leicht kenntlich. — Nicht ganz so gefährlich ist unserm Spargel ein zweiter Schmarozer, das Spargelhühnchen, *Oriocoris asparagi*, ein winziges, blaugrünes Käferchen mit rothem Brustschild, rothem Saum an den Flügeldecken und auf diesen je drei weiße Flecken. Das Thier ist also sehr charakteristisch gezeichnet und daher leicht zu erkennen. Es legt seine Eier an die Spargelpflanze, sobald sie ausgeschossen ist. Die olivengrüne Larve frisst nun die Blätter an und bringt dadurch die Spargelpflanze zum Kränken; in seltenen Fällen geht der Wurzelstock daran zu Grunde, und zwar nur dann, wenn sich die Thiere zu stark vermehren. Man muß, um dieses zu verhüten, den Käfer eben genau von den Zuchtspargelpflanzen absuchen. Die Verpuppung und Verwandlung des Thieres erfolgt in der Erde. —

Kornfeinde. Wenn man an einem wogenden Kornfelde vorbeigeht, ahnt man kaum, wie viele tödtliche Feinde es birgt. Mancher kennt den Kornbrand oder die Kornfäule, die durch giftige Pilze verursacht wird, Wenige aber kennen die Kornfeinde aus der Thierwelt. — Da ist zuerst die Gallmücke oder der Kornverwüster, auch Heßensfliege genannt, *Cecidomyia destructor*, welche zuerst 1776 in Nordamerika beobachtet ward. Man glaubte allgemein, die heßischen Soldaten hätten sie mitgebracht, daher ihr Name. Die Mücke ist zwischen 2,7 bis 3,7 Millimeter lang, schwarz gefärbt, ist aber an jedem Gelenkschnitt blutroth gezeichnet und hat eine ebensolche Mittellinie; der Körper ist mit schwarzen Haaren besetzt, die Fühler sind rötlich-gelb gefärbt, die Taster befinden sich stets in zitternder Bewegung. Die Weibchen haben ein Legerohr. Sie legen ihre Eier an Roggen und Weizen, und zwar stets zwischen Halm und Blattscheide. Die Puppe ist ein Tönnchen, welches in der Erde haust. Im Juli schwärmt die Mücke aus; das dauert 4 bis 5 Wochen; nur Kälte und Regen tödten das Thier; jedes Weibchen legt gegen 80 Eier, und zwar in ver-

schiedene Blattscheiden verschiedener Halme. Das Thier ist dabei so schlau, die Eier dicht an die Wurzel oder in den ersten oder zweiten Gelenknoten zu legen. Die Maden zehren hier die Lebenskraft des Halmes auf; er kann die Aehre nicht mehr tragen und knickt, sobald Sturm oder Regen kommt, um. Die Aehre geht zu Grunde. Im September kommt die Sommerbrut aus, die am Winterforn die Eier für die Winterbrut legt. Auf diese Weise vermehren sich diese Gallmücken zu Millionen und Milliarden und verderben das Korn. Diese Erfahrungen hat man in jüngster Zeit besonders in Nordamerika, Polen und Schlesien gemacht. — Nicht minder schädlich sind zwei Fliegen, die Kornfliege, *Chlorops* (Grünauge) *taeniopus* und die Frit (schwedischer Name), *O-cenis* freit. Erstere ist gelb, hat auf der Brust drei schwarze Streifen und am Hinterleibe vier schwarze Querbinden, die Fußglieder sind dunkel gefärbt, die Flügel glashell. Die Made sieht weiß aus. Durch Saugen am Halm entsteht Anschwellung. Das Thier lebt am Weizen und an der Gerste. Jeder angeschwollene Halm wird faulig und bricht später zusammen. Die Made ist 4 Millimeter lang und lebt in der Blattscheide. Im August kommt aus der Puppe schon eine neue Fliege, welche die Winterjaat aussucht, um Eier daran zu legen. Bei allen Kornverderbern geht die von Maden affizirte Winterjaat zu Grunde, da die zarten Pflänzlinge die Schmarozer nicht ernähren können. — Die Frit ist nur 1,7 Millimeter lang und kommt oft in solchen Haufen vor, daß man sie für Rauch zu halten geneigt ist. Sie belegt auch Winter- und Sommerjaat und hat es besonders auf den Hafer abgesehen. Glücklicherweise zerstören kalte Herbst- und Frühlinge viel von der schädlichen Brut; nicht selten ist aber das Mißlingen der Ernte der Einwirkung dieses Trios: Gallmücke, Kornfliege und Frit, zuzuschreiben.

Der Kirschenfeind. Nicht die Spaken und Dohlen sind die größten Kirschenverderber, es ist dieses vielmehr eine — Fliege, eine wenig bekannte Thatsache. — Die Kirschfliege (*Spilograpta cerasi*), welche auch auf Zedänerjelleber (Gaizblatt) und Verberike (Sauerborn) gefunden wird, zieht unsere Herz- und Weichselkirschen allen anderen Gewächsen vor. Die Fliege legt schon vermöge eines Bohr- und Legerohrs ein Ei zwischen Stiel und Fruchtknoten in die Blüthe. Aus diesem Ei wird die Made, welche unzählige Kirschen schon vor der vollständigen Reife zerstört. Die Puppe ist ein gelbes Tönnchen. Die Verpuppung erfolgt in der Erde. Die Fliege wird 4 Millimeter lang, ist meistens glänzend schwarz, hat aber hochgelbe Füße, glashelle Flügel und auf diesen drei dunkle Querbinden. — Hilfe gegen den tödtlichen Kirschenfeind gibt es bis jetzt noch nicht. Man gedenkt aber ein Mittel zu finden, die Brut in der Erde, als Puppe, zu zerstören, ohne den Wurzeln des Baumes zu schaden.

Der schlimmste Bienenfeind. Es ist dies die dicke Buckelfliege (*Phora incrassata*), eine kleine schwarze Fliege mit deutlichem Buckel, welche erst in jüngster Zeit sowohl in Deutschland, als auch in Rußland und Schweden als eine arge Feindin der Bienenbrut beobachtet und erkannt worden ist. Dieses Thier schleicht sich bei günstigster Gelegenheit in den Bienenstock, sucht die noch nicht geschlossenen Zellen auf, in welche die Königin ein Ei gelegt hat, und die Larve eben ausgekrochen ist; sie sticht diese vermöge einer langen Legeröhre an und legt ihr ein Ei unter die Haut. Dieses Ei besitzt eine ungeheure Lebensfähigkeit, denn schon nach drei Stunden kriecht die Larve aus und bohrt sich tief in den Fettkörper der Bienenmade ein, indeß die Zelle längst mit Wachs

zugedeckt ist. Nach 48 Stunden häutet sich die Larve der Phora zum ersten Male, nach abermals 36 Stunden vollzieht sie dasselbe Geschäft zum zweiten Male. 24 Stunden ihres Madendaseins genügen, ihr eine Körperlänge von 2,5 Millimeter zu geben, nach abermals 24 Stunden mißt sie schon 3,5 Millimeter. Jetzt häutet sich das Thier zum dritten Male, wendet sich im Madenkörper der Bienenlarve, frißt den Rest derselben rein auf, durchbeißt den Wachsdeckel und kriecht durch das Flugloch aus dem Stock, um draußen die Erde aufzusuchen, sich hier zu verpuppen und in der Puppe die Fliege zu entwickeln. Gelingt dieses nicht, so findet die Verpuppung und vollständige Verwandlung im Bienenstocke selbst statt; um so schlimmer für diesen, denn die neugeborene Phora richtet im Bienenstaat heillosen Unfug an, so daß solche Stöcke zuletzt eingehen müssen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das Hochzeitspaar von Troja. — Zur Zeit, als die Wittne Scarron zur morganatischen Gemahlin Ludwig's XIV. und zur Frau v. Maintenon erhoben wurde und im Staatsrath eine merkwürdige Rolle spielte, begünstigte sie huldvoll einen gasconischen Edelmann Namens Guilleragues, der zwar viel Witz und Geist, aber keinen Pfenning Vermögen besaß. Er war einst ein intimer Freund des Dichters Scarron gewesen und hatte manchen vergnügten Abend mit ihm und Frau Scarron zugebracht.

Der Gesandtschaftsposten in Konstantinopel war neu zu besetzen, und dem Könige waren mehrere Kandidaten dafür in Vorschlag gebracht, die ihm Alle nicht sonderlich gefielen.

„Ernennen Sie doch Herrn de Guilleragues, Sire!“ rief Frau v. Maintenon, als darüber berathen wurde.

„Der steht ja gar nicht auf der Vorschlagsliste,“ jagte Ludwig erstaunt. „Wer ist denn Guilleragues?“

„Er ist ein sehr geistreicher und verständiger Edelmann, den ich kenne und für dessen große diplomatische Fähigkeiten ich bürgte.“

„Nun, so soll er mir vorgestellt werden!“

Guilleragues erschien bei Hofe, und der König unterhielt sich mit ihm über politische Gegenstände, besonders natürlich über solche, welche das ottomaniische Reich betrafen. Seine Majestät und der Gasconer wußten nun freilich alle Beide sehr wenig von den türkischen Zuständen und Verhältnissen, und hatten darüber recht verwirrte Begriffe. Aber Guilleragues war höchst gewandt und verstand es, dem Könige die beste Meinung von sich beizubringen. Er schwatzte so geistreich über den Sultan und dessen Serail, wußte sich ein solches Ansehen zu geben, daß Ludwig zuletzt glaubte, kein anderer Mensch habe solche Einsichten und Kenntnisse von den türkischen Angelegenheiten, als der Gasconer.

„Ich möchte fast vermuthen, daß Sie, der Sie so kenntnißreich sind, auch die türkische Sprache verstehen,“ sagte der König.

Guilleragues bejahte dreist, obgleich er in Wahrheit kein Wort Türkisch verstand, und er sprach einige Redensarten in seinem heimischen bearnischen Dialekt, welche fremdartig klingenden Phrasen Seine Majestät für Türkisch zu halten geruhte.

So wurde denn der schlaue Gasconer richtig als Gesandter nach Konstantinopel geschickt.

Er versah übrigens dort den diplomatischen Dienst sehr gut — besser, als vielleicht mancher Andere gekonnt hätte. Denn er verstand es meisterhaft, sich beim Sultan einzuschmeicheln. Die Frau Marquise v. Maintenon hatte ihm lächelnd zum Abschied gesagt: er möge nun doch ja seine hohe Stellung flug benutzen, um sich zu „besiebern“, womit sie meinte, er solle von seinem großen Gehalt und den einträglichen Sporteln Ersparnisse zurücklegen, um auf solche Weise für sich und seine Familie ein Vermögen anzusammeln. Aber dazu war Guilleragues leider gar nicht im Stande. Lustig, sorglos, höchst verschwenderisch lebte er in den Tag hinein und dachte nicht an's Sparen. Als er nach einigen Jahren starb, so arm wie eine Kirchenmaus, hinterließ er seine Frau und seine sehr schöne achtzehnjährige Tochter in ärmlich bedrängten Verhältnissen.

Ludwig XIV. ernannte einen neuen Gesandten

bei der hohen Pforte, den ein Staatschiff nach Konstantinopel brachte. Auf demselben Fahrzeug sollte die Witwe des Herrn de Guilleragues und deren Tochter nach Frankreich zurückkehren. Doch vergingen noch einige Wochen, ehe die Rückfahrt angetreten werden konnte, und während dieser Zeit verliebte sich der Schiffsleutnant Chevalier de Villers sterblich in die schöne junge Dame, die mit seiner Bewerbung auch wohl zufrieden war. So fand denn noch in Konstantinopel die Verlobung statt.

Endlich segelte das Schiff ab, und die Fahrt war anfänglich eine rasche. Aber an der Küste Kleinasien, nicht weit von der Insel Tenedos, überfiel eine Windstille das Fahrzeug. Man befand sich in dieser Meeresgegend in der Nähe des alten Troja.

Die Herren und Damen an Bord, darunter auch unser Brautpaar und der Schiffsgeistliche, geriethen auf den Einfall, die klassische Stätte am Ufer, das alte Ilium, zu besuchen. Man begab sich also mit

allen Bequemlichkeiten versehen an's Land, um auf den Trümmern Troja's die Windstille abzuwarten.

Während dieser für das junge Brautpaar so reizvollen Tage kam der junge Seemann, der fast ebenso arm war wie seine Braut, auf die romantische Idee, seiner lieben Braut vorzuschlagen, sich mit ihm auf diesem klassischen Boden unter freiem Himmel von dem Schiffsgeistlichen trauen zu lassen. Fräulein de Guilleragues erklärte sich mit Begeisterung dazu bereit, und die ganze Gesellschaft jauchzte enthusiastisch Beifall.

So wurde denn richtig das junge Paar auf den Ruinen von Troja feierlich getraut.

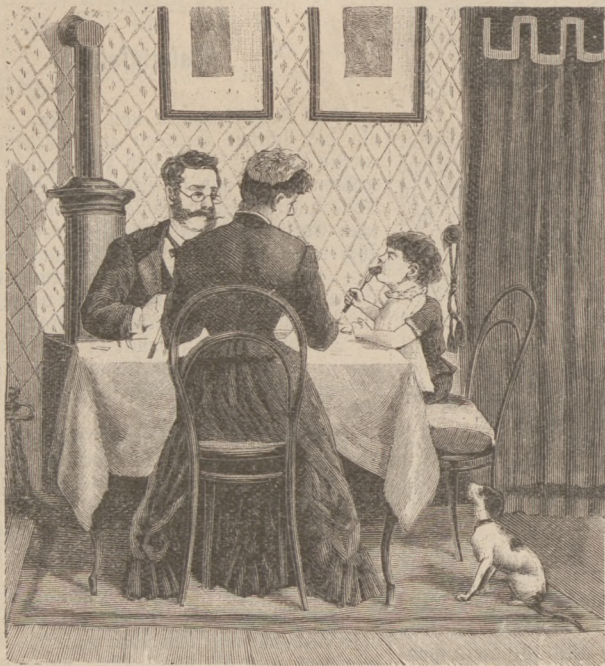
Als die Windstille vorbei war, fand die Weiterfahrt statt, und man gelangte glücklich nach Frankreich. Villers und seine Gemahlin begaben sich zunächst nach Paris, später nach Versailles. Die Kunde von ihrer romantischen Trauung war ihnen schon vorausgeeilt. Zu ihrem Erstaunen wurden sie inne, daß sie dadurch „interessant“ und „berühmt“ geworden

waren. Ueberall in der Gesellschaft wurden sie gefeiert und ausgezeichnet als „das Hochzeitspaar von Troja“, auch bei Hofe, wo Ludwig XIV. sie sehr gnädig empfing.

Für ein so interessantes Ehepaar mußte notwendig etwas Grippefliches gethan werden. Villers erhielt die vortheilhafte Stelle eines Oberintendanten bei einem königlichen Prinzen, nämlich bei dem Grafen von Toulouse, und seine Gemahlin wurde zur Ehren-dame der Herzogin von Burgund ernannt. [F. L.]

Merkwürdige Veränderungen. — Unter dem Kaiser Augustus (31 v. Chr. bis 14 n. Chr.) zählte Rom seine größte Einwohnerzahl, nämlich etwas über 1,300,000 Einwohner. Um 335 n. Chr. war die Einwohnerzahl auf 300,000 gesunken; 1000 Jahre später, um 1377, auf 17,000. Unter Papst Leo X. (1512—1521) hatte die Stadt bereits wieder 50,000 Bewohner. Von da ab bis zu Anfang unseres Jahrhunderts stieg diese Zahl auf 165,000, bis Ende 1871 auf 248,000 Seelen und bis 1893 auf 442,000. [C. R.]

Humoristisches.



Schlaffertig.

Mutter: Ich nicht so viel, Gustav; es ist eine alte Regel, wenn's Einem am besten schmeckt, soll man aufhören.

Gustav: Ach, Mama, bitte, gib mir noch etwas, mir schmeckt's noch nicht am besten!



Verrannt.

Dame: Herr Verwalter, ich bedauere sehr, die Einladung zum Tanzkränzchen ablehnen zu müssen, denn ich bin schon zu alt und auch nicht mehr hübsch genug.

Verwalter: Ach, was thut's, da kommen noch viel Häßlichere.

Ein Stückchen Kabinettsjustiz. — Im Jahre 1741 erließ der Herzog Ernst August I. von Sachsen-Weimar (gestorben 1748) eine „Mühlenordnung“, d. h. ein Gesetz über das Mühlengewerbe, in welchem die herkömmlichen Uebervorteilungen der Mahlgäste strengstens untersagt und mit schwerer Geldstrafe bedroht wurden. Die Regierung kümmerte sich nicht im Geringsten darum, ob das Gesetz befolgt wurde oder nicht, nach Jahresfrist jedoch erschien plötzlich zu Jedermanns Ueberraschung ein neues geharnischtes Edikt folgenden Inhalts: „Männiglich werde sich zu erinnern wissen, was Ihre Durchlaucht für eine heilsame Mühlenordnung hätten ausgehen lassen. Da nun aber, daß alle Müller Diebe seien, welt- und offenkundig und deshalb mit Bestimmtheit anzunehmen sei, daß kein einziger solcher landesväterlichen Verordnung nachgelebt habe, so sollten sie nunmehr kraft dieses Mandats durchgehends in die wohlverdiente Strafe condemnirt und gehalten sein, solche förderksamst an die herzogliche Rentkasse zu entrichten, oder aber zu gewärtigen haben, daß besagte Straf-gelder durch militärische Exekution beigetrieben würden.“

Vergebens betheuereten nun die ungehört Verdammten in zahllosen Eingaben die Reinheit ihres Mehls und ihres Gemüths — der Herzog blieb bei seiner Ansicht, daß ein ehrlicher Müller ein Unding sei, und die mehr oder weniger bedauernswerthen Opfer dieses Vorurtheils mußten wirklich die angedeutete Strafe bezahlen. [Hbs.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 10.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 8:

Wer ist ein unbrauchbarer Mann? Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann.

Buchstaben-Räthsel.

Wenn auf die Dauer es sich eint
Mit einem Lamm, dann erscheint
Zumeist in feierlicher Pracht
Ein echtes Bild der Lebensmacht.
Doch wenn sich Lotte ihm vernählt,
Dann sei der Bund fest und gestählt,
Daß Wellen, Sturm und Feindestrast
Nicht Schmach und Untergang ihm schafft.
Auf Körper aber und Gefühl
Wirkt selbst im Sommer es noch kühl,
Als herrsche kalter Nord und Ost.
Wird es gesäubert nicht vom Rost.
Hat endlich es sich so gepaßt,
Daß man es band an einen Ast,
Erreicht solch Bündniß doch nicht viel.
Verfehlend stets das nahe Ziel. [A. Heinrich.]

Auflösung folgt in Nr. 10.

Auflösungen von Nr. 8:

des Räthfels: Meier — Meer;
des Logogriphs: Bremse — Bremen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung,
Kommandit-Gesellschaft auf Aktien.

Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.